bleiben, als in einen Nachbarstaat zu übersiedeln, der solche grausamen Zwangsvorschriften nicht kennt.

Die Memoiren des Maëstro Toselli.

Auf die Nachricht, daß Enrico Toselli, der frühere Gatte der Luise von Toskana, seine Memoiren herauszugeben beabsichtigt, hat ein Mitarbeiter der „Stampa" in Florenz den Maëstro Toselli aufgesucht. Im Gespräche bestätigte Toselli, daß seine Aufzeichnungen in Buchform erscheinen würden; und er legt Wert auf die Feststellung, daß dies Buch eine Selbstverteidigung sei, zu der er infolge mannigfacher ungerechtfertigter Beschuldigungen sich sowohl im eigenen Interesse als auch im Interesse seines kleinen fünfjährigen Sohnes verpflichtet gefühlt habe. Bei dieser Gelegenheit berichtete Toselli auch über die Entstehung der Beziehungen zu seiner früheren Frau. Toselli war damals als Pianist in Florenz in Mode und eines Tages fragte ihn eine Dame, ob es ihn nicht interessieren würde, die Gräfin Montignoso kennen zu lernen. „Gewiß," erwiderte der junge Musiker. Einige Tage später forderte ihn die befreundete Dame auf, sie abzuholen, um den Pianisten bei der Gräfin einzuführen. Statt dessen aber holte die Gräfin die Dame und den Musiker in ihrem Automobil ab, und in der Villa da Montauto, wo sie mit der kleinen Monica wohnte, spielte der Pianist vor. Als er sich dann empfahl, wurde er freundlich aufgefordert, wiederzukehren. Das war am 5. Dezember 1907. Drei Tage später machte Toselli in der Villa seinen Besuch, er wurde empfangen, die Gräfin war allein. Man musizierte, dann wurde geplaudert, von Kunst, von Musik und auch von Liebe. Am Abend erhielt Toselli — wie er sagt, zu seiner Ueberraschung — einen Brief, der die großen, eckigen Schriftzüge der Gräfin zeigte. Das Schreiben lautete: „Mit diesen Worten, die nichts sagen und alles sagen, teile ich Ihnen mit, daß ich Sonntag um 10 Uhr in Santa Trinita der Messe beiwohne. Kommen Sie. Verbrennen Sie diesen Brief; das ist eine Vorsicht, die man in dieser Welt nie versäumen sollte. Die Ihre, wie Sie der meine." In der Kirche von Santa Trinita, vor den Fresken Ghirlandajos, nahm jener Roman seinen Anfang, der beiden zu einer bitteren Enttäuschung wurde. Der Besucher erkundigte sich dann bei Toselli, ob es wahr wäre, daß er gemeinsam mit seiner Frau eine Operette verfaßt habe. Toselli bestätigte das und erklärte das Zustandekommen dieses Planes.

Der sechste Esel. In Ulm sind nach dem „Schwäbischen B." bei der letzten Viehzählung nur 5 Esel festgestellt worden. Einer davon ist stadtbekannt. Er bildet die Zugkraft für einen Wagen, auf dem Bupsand in der ganzen Stadt zum Verkauf herumgeführt wird. Aber das Grautier wird schon alt, und die Kraft seiner Knochen läßt nach. Letzthin brachte der treue Langohr den Wagen nicht mehr über den Lautenberg hinauf, so daß sich der „Sandma (nn)" um eine Hilfskraft umsehen mußte. Und er fand eine. Ein biederer Bürger, der des Weges kam, vermochte der freundlichen Einladung des Eselsbesitzers nicht zu widerstehen und schob so kräftig mit, daß der Sandwagen die Bergeshöhe bald gewonnen hatte. In kräftigen Worten äußerte dann der Wagenlenker dem fest schnaufenden Helfer gegenüber seinen Dank und meinte treuherzig: „Mit eim alle hätt ich da Waga et raufbracht." Danach wäre also die Liste der Viehzählung für Ulm nicht ganz vollständig gewesen.

Ihr Beitrag zum Picknick.

Ein amerikanisches Blatt zeichnet, wie wir der „Täglichen Rundschau" entnehmen, folgendes hübsche Momentbildchen aus dem Leben: In einem überfüllten Wagen der Newyorker Untergrundbahn haben sich zwei junge Mädchen auf einen Sitz gequetscht. Alle, die um sie herum stehen und sitzen, müssen das laute Geplauder und Gekichter mitanhören, in dem die beiden sich die neuesten Neuigkeiten mitteilen. „Gehst du zu der Matinee am nächsten Sonntag?" fragt die eine. „Nein, das ist mir zu langweilig, und wer sitzt bei so schönem Wetter gern in einem dumpfigen Theater?" gibt die andere zurück. „Wir wollen lieber Golf spielen gehen. Weißt du was? Wir machen ein Picknick, und jeder von der Gesellschaft bringt was zu essen mit." „Sehr gut. Wird gemacht. Ich bringe die Sandwiches. Und was bringst du?" So geht die andere auf ihren Plan ein. Aber bevor die erste noch mitteilen kann, was für Leckerbissen sie zu spenden gedenkt, bittet der Herr zur Linken, der bei dieser lauten Unterredung vergebens zu lesen versucht hat und schon immer ärgerlich nach den beiden hinschielte, von seiner Zeitung auf und wirft — zum Vergnügen der anderen Mitfahrenden — das einzige Wort ins Gespräch: „Zunge!"

— Durch die Nase. Ein eben in Newyork gelandeter Schotte wird von einem amerikanischen Freund vor ein Denkmal Washingtons geführt. Der Yankee erklärte ihm: „Dies ist George Washington, der größte und beste Amerikaner, der je gelebt hat. Ueber seine Lippen ist nie eine Lüge gekommen." — „So, so," meinte der Schotte, „der hat wahrscheinlich wie alle Amerikaner durch die Nase geredet."

— Die konsequente Zeugin. „Wie alt sind Sie?" — „29 Jahre, Herr Präsident!" — „29 gaben Sie auch vor zwei Jahren an!" — „Gewiß. Ich bin keine solche, die heute so und morgen so sagt!"

— Maliziös. „Ich fühle mich nicht recht wohl, Herr Doktor. Glauben Sie, daß ich heute nachmittag in ein Kaffeekränzchen gehen kann?" — „Gewiß, gewiß, meine Gnädige, die Zunge ist ja gut!"

— Mißverstanden. „Wie hoch ist dieser Berg?" — „2040 Meter." — „Kann man da abstürzen?" — „Freilich — aber i' rat' Ihne' net dazu."

— Das Kompliment. Die alten Freunde hatten sich endlich einmal wiedergesehen. Drei Tage war der eine Gast des anderen gewesen. „Du wohnst hier sehr hübsch, John," bemerkte der Gast am Morgen der Abreise. „Aber es sieht noch etwas kahl aus." „O, das kommt davon, daß die Bäume noch so jung sind," antwortete der Wirt gemächlich. „Ich hoffe, sie werden recht groß sein wenn du wieder kommst."

— Nachgeholt. Mr. Young: „Mein kleines Mädel ist schon fast zwei Jahre alt und kann noch nicht sprechen." Mr. Peck: „Darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Meine Frau hat mir erzählt, daß sie schon fast drei Jahre war, bevor sie sprechen lernte, und jetzt —" aber weiter kam Mr. Peck nicht, denn seine Stimme erstickte ein kummervolles Schluchzen.

— Passendes Hochzeitsgeschenk. Er: „Was schenken wir bloß Kitty und Jack zur Hochzeit?" Sie: „Ganz einfach. Ich schenke Kitty das Pack Briefe, das mir Jack geschrieben hat, als er mit mir verlobt war."

Rätselecke.

Telegraphenrätsel.

— . . .	Gebäude	— . .	weibl. Vorname
. . — .	Zeichen	. — . —	Familienglied
— . . .	Hausier	— . . . —	Temperatur
. . — —	Zahlwort	. . . . . —	Verwandte
. . . — —	Empfindung	—	Luftschwingung

Die Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der zu suchenden Wörter. Sind die richtigen Wörter gefunden, müssen die auf die Punkte treffenden Buchstaben im sinngemäßen Zusammenhang ein Sprichwort ergeben.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs von voriger Nummer:

Wiche, Wache, Wuchs.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt

zum

Freien Schwarzwälder.

Nr. 20. Wildbad, Mittwoch, den 12. März 1913.

Duelle.

Zwei Ochsen disputierten sich
auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes
und in der Hitze des Disputes
hat einer von ihnen zornentbrannt,
den andern einen Esel genannt.
Da „Esel" ein Tusch ist bei den Ochsen,
so mußten die beiden John Bulle sich boxen.

Auf selbigem Hof, zu selbiger Zeit
gerieten auch zwei Esel in Streit,
und heftig stritten die beiden Langohren,
bis einer so sehr die Geduld verloren,
daß er ein wildes I-a ausstieß
und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschiert,
wenn man ihn Ochse tituliert.
Ein Zweikampf folgte, die beiden stießen
sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
gaben sich manchen Tritt in den Poder,
wie es gebietet der Ehre Kodex.
Und die Moral? Ich glaub, es gibt Fälle,
wo unvermeidlich sind die Duelle.
Es muß sich schlagen der Student,
den man einen dummen Jungen nennt.

Heinrich Heine.

Der Weg zum Glück.

Novelle von Ernst Georgy.

(Nachdruck verboten).

(Schluß).

„Sie Glückliche!" rief die Geheimrätin. „Es gibt nichts Schöneres als ein volles Nest, und nichts Traurigeres als ein einziges Kind! Und da Sie zu den Bevorzugten gehören, die in einer kleinen Stadt leben, ein Eigenhaus und einen Garten besitzen, so können Sie Ihre Sprößlinge so recht in Freiheit erziehen und ganz anders unter Augen haben als wir."

„In meinem Alter — — —"

„— ist man noch jung genug, um Mutterfreuden voll zu empfinden und aus einem winzigen Menschenknöspchen eine volle Blüte sich entwickeln zu sehen!"

Marianne blickte düster zu Boden: „Meine Mutter hatte mir alle Last mit meinem ältesten Kinde abgenommen. Mir blieb leider nie etwas zu tun."

„Das war, pardon, Indolenz von Ihnen, und übertriebene Großmutterliebe von der guten Elise", rief die Gräfin. „Grade die ersten Jahre sind die wichtigsten und die holdesten, die sich keine Frau entgehen lassen darf! Wehren Sie sich nur in Zukunft recht energisch, und referieren Sie sich, selbst auf Kosten von ein paar beleidigten Tränen, die heiligen Dienste bei Ihrem Kinde. Die Mutter erarbeitet das Liebeskapital, von dem die Großmutter selig und müßig die Zinsen einstreicht!"

„Sie haben Recht, liebe Verehrte, ich werde es beherzigen." Marianne sah die Geheimrätin zagend an. „Ich habe solch Vertrauen zu Ihnen, daß ich Ihnen alles, aber alles sagen möchte. Darf ich?"

„Sprechen Sie zu mir wie zu Ihrer Mutter, liebes Kind!" ermunterte die Andere.

„Meine eigene Mutter versteht mich in so vielem nicht richtig, so lieb und gut sie ist!"

„Weil Sie Ihnen zu nahe steht, Sie zu sehr liebt, um Sie objektiv beraten zu können. Sprechen Sie sich aus, Marianne. Wo hapert es?" Warmherzig schaute sie die elegante schöne Frau an.

Und Marianne Hartmut eröffnete sich ihr rückhaltlos. Sie erzählte von ihrem auserwählten Lebensglück und klagte sich selbst als undankbar an, weil sie das Dasein in der kleinen Stadt so unerträglich finde. „Und darum verstehe ich Sie, die geistig arbeitende Frau, die selbst soviel künstlerische Neigungen hat, nicht, wenn Sie meinen, daß ich zu den Bevorzugten gehöre, weil ich in einem kleinen Orte lebe!" schloß sie ihre Beichte.

Die Greisin hatte sie, ohne zu unterbrechen, aussprechen lassen. Jetzt dachte sie nach, und ihr gütiges Antlitz hatte einen ernsten strengen Ausdruck angenommen. Sie schüttelte unwillig den Kopf. „Kind, Kind, wohin sind Sie geraten", sagte sie dann ernst, „und wie wenig günstig müßte ich Sie beurteilen, wenn ich mir nicht denken würde, daß es nur ein Mangel an Erziehung und Selbsterziehung ist, wenn Sie derart sprechen? Ja, erschrecken Sie nur, ich nehme keine Silbe zurück!"

Marianne ergriff ihre Hand und küßte sie innig. „Schelten Sie, liebe Gute, aber leiten Sie mich auf den rechten Weg. Helfen Sie mir?"

„Das können Sie nur selbst tun, denn die Glücksmöglichkeiten liegen in uns selbst, wie nur wir uns Harmonie schaffen können! Sie sagen, Ihre Kunst drängte Sie wieder in die Oeffentlichkeit zurück? — Gut, zugegeben! Wenn Ihre Stimme Ihnen erhalten bleibt, wird Ihr Gatte Sie, wie Sie ihn schildern, sicher nicht hindern, Ihren ja immer begreiflichen Ehrgeiz in Ehren, selbst gelegentlich auswärtigen Liederabenden zu befriedigen. Nicht wahr?"

„Hermann versagt mir keinen Wunsch!"

„Sie aber versagen ihm sich selbst, und überlassen ihn, Ihr Kind, Ihre Häuslichkeit Ihrer Mutter und bezahlten Kräften. Beide, wenn sie auch noch so gut sind, bieten keinen Ersatz für Sie!"

Wie eine Verurteilte senkte sich Mariannes schönes blondes Haupt.

„Ich bin eine Kleinstädterin, meine Schwestern leben in winzigen Dörfchen oder auf dem Lande", fuhr die Greisin fort, „aber ich gebe Ihnen nicht Recht, in nichts! Ihr so herrlich gelegenes Bergstadt ist ein uraltes kleines Kulturzentrum gewesen, und Schuld seiner Einwohner war es, wenn es in einen Schlummerzustand verfiel! Sie sind dort in erster Stellung, Marianne, Sie haben das Zeug in sich, reformierend zu wirken. Frauenbewegung

heißt nicht, männliche Vorrechte an sich reißen, rauchen und sich wie ein Mann gebärden. Gewiß schließt sie kämpfen und niederbrechen in sich; aber vor allem heißt sie: Entwicklung fördern auf weibliche Art! "

„Wie sollte ich das tun?"

„Haben Sie keine Vereine dort?"

„Oh ja, ich gehöre selbst zum Vaterländischen Frauenverein, zur Armenspeisung und zum Vorstand des Kinderhortes", antwortete Marianne.

„Das heißt, Sie gehen zu einigen Sitzungen, zahlen Ihre Beiträge und beteiligen sich an den Festen?"

„Viel mehr habe ich nicht zu tun!"

„Aha, das dachte ich mir! Nein, liebe Nachtigall, das nenne ich Wohltätigkeitssport und keine Arbeitsleistung. So leicht will ich Ihnen Ihr Leben nicht machen, das Sie ausfüllen sollen von früh bis spät. In Ihren segensreichen Vereinen arbeiten andere Damen für Sie, darum sollen Sie sich ein neues Feld suchen. Wieviel Arbeiter beschäftigt Ihr Gatte?"

„In den Fabriken gegen fünfhundert; aber noch ungefähr fünfzig Familien mit Heimarbeit."

Die Geheimrätin klopfte froh in die Hand. „Und da fragen Sie noch, was Sie tun können, kleine Närrin? Ihr Leben wird kaum ausreichen, um nur mit der Einleitung fertig zu werden. Ihre Arbeiter haben guten Lohn und Auskommen, dafür sorgen sie jetzt selbst, diese Leute! — Aber das größte Elend ist bei den Heimarbeitern. Dort legen Sie die Hebel an. Diese fünfzig Familien lege ich an Ihr Herz. Gehen Sie in die Hütten, Sie in die Hütten, entlasten Sie die Mütter, sorgen Sie für die kleinen Geschöpfe, für die Kranken, die Alten!"

Marianne hob entsetzt die Hände. „Wie gerne würde ich es tun, aber was verstehe ich von sozialer Arbeit? Wie soll ich mit den Leuten reden?"

Die alte Dame lächelte: „Der Anfang ist schwer, und auch das will gelernt sein. Sie müssen Geduld haben! — Aber warten Sie, im August komme ich vierzehn Tage zu Ihnen, dann muß mein Alter zum Kongreß. Dann sehe ich mir Ihre Damen dort näher an, suche mir ein paar Helferinnen aus, teile die Arbeit ein, und zeige Ihnen, wie ich es meine!"

„Oh, das wäre herrlich", rief Marianne, „ich werde eine dankbare eifrige Schülerin sein! Ich will ja das kleine Nest lieb gewinnen um jeden Preis!"

„Sie werden es sich zur großen Welt ausgestalten, wenn Sie es richtig anfangen. Es wird Ihnen wenig Zeit bleiben, an Berlin oder sonst eine Großstadt zu denken."

Frau Hartmut erhob sich. „Ich rechne bestimmt auf Ihren Besuch?"

„Ich halte stets, was ich versprochen habe", versicherte die Greisin.

„Nun brauche ich Allein sein", sagte Marianne, „ich muß so Vieles überdenken, mit so vielem Neuen erst fertig werden."

„Das glaube ich, liebes Kind, gehen Sie ruhig in Ihr Hotel, und denken Sie für heute nur an Ihr Konzert und an das große, große Glück, das Ihnen und Ihrer Familie geschenkt werden wird! — Morgen aber fahren Sie nach Hause. In das kleine Bergstadt! Mut, Geduld und Liebe bringen Sie ihm entgegen und seinen Bürgern. Dann wird alles gut und schön, wenn auch ab und zu kleine Rückfälle kommen werden! Seien Sie Ihrer Heimat eine Segensspenderin, dann wird sie Ihnen ein Paradies!"

Wortlos küßte Marianne wieder die liebe alte Hand. Dann verabschiedete sie sich und schritt langsam in Gedanken verloren, durch die vielen belebten Straßen nach ihrem Hotel. In ihr wogten unklare Gefühle.

An diesem Abende hat sie in ihrem Konzerte gesungen wie nie zuvor. Sie hatte am Ende des Saales die hohe Gestalt des geliebten Gatten entdeckt, der zu ihrer Ueberraschung angekommen war, um sie heimzuholen. Und im Bewußtsein, daß sie ihm nicht nur die tiefe seelische Freude ihrer Offenbarung, sondern noch weit mehr für die Zukunft zu schenken hatte, legte sie allen Reichtum ihrer Gefühle in ihre Lieder.

Reinste Begeisterung lohnte es ihr, und nicht im Niedergang ihres Könnens, nicht flügellahm oder enttäuscht, sondern als Meisterin, als Triumphierende kehrte sie an Hartmuts Seite heim. Und die berühmte Sängerin wurde wirklich eine Segenspenderin ihrer Heimatstadt, die ihr von Tag zu Tag fester ans Herz wuchs.

(Ende.)

Das Suffragetten-Phänomen Mrs. Pankhurst.

Ueber die vielgenannte Frau, in deren Person sich Geist und Wesen des englischen Suffragettenkampfes verkörpern, schreibt Guglielmo Emanuel im „Corriere della Sera": „Wir haben es hier zweifellos mit einem ausgesprochen hysterischen Kampf zu tun, der sich grundsätzlich von allen politischen, von Männern geführten Kämpfen unterscheidet. In seiner wilden, unversöhnlichen Hartnäckigkeit zeigt er ein unverkennbar pathologisches Gepräge. Aber mit der Erkenntnis seines hysterischen Grundzuges hat man noch keine Erklärung dafür gefunden, weshalb die Kampagne der Kampfsuffragetten in England einen Charakter angenommen hat, der sie von den Frauenstimmrechtsbewegungen anderer Länder so völlig unterscheidet. Auch die Tatsache, daß die Zahl der erwachsenen Frauen die der Männer um 1 200 000 übersteigt, kann wohl die Wichtigkeit, die die Frage des Frauenstimmrechts in England erlangt hat, verstehen lassen, nicht aber die verzweifelte Wildheit der Agitation, die die Suffragetten an den Tag legen. In Wahrheit kennzeichnet sich eben die Bewegung selbst, ihre Methoden und ihre Schärfen als eigene Schöpfung der Mrs. Pankhurst, und wenn man das Phänomen des englischen Suffragettentums recht verstehen will, hat man nur nötig, das Phänomen Pankhurst etwas aufmerksamer ins Auge zu fassen. Sieht man da die schmächtige, zarte, bewegliche Dame, die das Aussehen eines melancholischen Großmütterchens hat, zum ersten Mal, so erscheint es geradezu ausgeschlossen, daß sie die Energie solchen Lärms und die Seele einer so wütenden radaulustigen Agitation sein kann. Und wenn man ihre monotone unangenehm ins Ohr klingende Stimme hört, scheint es einem völlig unbegreiflich, daß diese Frau die Macht besitzt, Legionen von Frauen zu jubelnder Opferfreudigkeit zu entflammen. Aber sie wirkt eben mit der Macht einer zwingenden Suggestion. Sie ist keine Frau mit weiblichem Empfinden, sie ist eine Fleisch und Blut gewordene fixe Idee, eine Besessene. Sie hat auf jedem anderen Gedanken, jede andere Beschäftigung und Anteilnahme verzichtet, ja sie hat selbst die eigene Familie ihrem Fanatismus dienstbar gemacht. Ihre vier Töchter sind die Finger ihres die Bewegung leitenden Arms, sodaß man heute mit der ganzen Familie Pankhurst rechnen muß. Die fixe Idee, die die Pankhursts beherrscht, gibt sich als eine Verzerrung der Wirklichkeit zu erkennen. Die Welt erscheint ihnen als der Schauplatz schreiender Ungerechtigkeit, die die Frauen das Opfer männlicher Vergewaltigung werden läßt. Und all das, weil die Frauen nicht das Stimmrecht besitzen. Ihre auf diesen einzigen Punkt eingestellte Sensibilität steigert sich zum Delirium. Es ist derselbe Entwicklungsprozeß, den wir bei den Anarchisten beobachten. Anfangs hoffte sie noch, diese oder jene Partei für ihre Sache scharf machen zu können, bis sie sich überzeugte, daß auf diesem Wege nichts zu gewinnen sei. In England steht die Frage des Frauenstimmrechts auf keinem Parteiprogramm, sie hat in jeder Partei Anhänger und Gegner. Die Pankhurst sieht in dieser Zwiespältigkeit aber nicht etwa den Ausdruck der Unsicherheit, wie sie sich aus der Unüberschbarkeit des Problems und seinen Folgen zur Genüge erklärt, sondern nur das Bekenntnis der machavellischen Doppelzüngigkeit der Männer. Und aus dieser Anschauung heraus erklärt sie einer Gesellschaft, die unter den von Männern geschaffenen Gesetzen lebt, den Krieg bis aufs Messer; einen Krieg, der im Beginn der Kampagne noch mit leidlich loyalen Mitteln geführt wurde, der allmählich aber zur Anarchie und zum Verbrechen ausgeartet ist. Es kennzeichnet sich in dieser Entartung die logische Entwicklung des Phänomens Pankhurst. Aber wir stehen heute vielleicht schon an der entscheidenden Wendung. Als die Begründerin des auf der Basis der Gewalttätigkeit aufgebauten Suffragettismus die Maschine in Gang setzte, täuschte sie sich vielleicht über die Wirkung: sie hoffte auf einen baldigen Sieg und hatte nicht mit dem Widerstande der Gegner gerechnet. Dieser Irrtum zwang sie, auf immer neue Exzesse zu sinnen; wenn die Männer der Politik nicht nachgeben wollen, muß man den Angriff gegen das Publikum richten, damit es eingeschüchtert und dadurch genötigt wird, sich an die Regierung zu halten. So erklären sich die Verstöße gegen das Eigentum, die eingeworfenen Fensterscheiben, die Zerstörung der Spielplätze, der Parks und der Briefkästen, die Brandstiftungen und Bombenattentate. Ein Exzeß bedingt den anderen und die stete Verschärfung der verbrecherischen Anschläge. Ein Zurück gibt es nicht mehr, dazu sind die Pankhurst ihren betörten Mitläuferinnen wie den Gegnern gegenüber in zu weitgehende Verpflichtungen eingegangen. Sie wagen es einfach nicht, sich zu dem Einverständnis zu bequemen, daß ihre Gewalttätigkeitskampagne Fiasko gemacht hat. In dem Netzwerk ihres gefährlichen Spiels gefangen, nehmen sie keinen Anstoß, das Geschick ihrer persönlichen Eigenliebe mit dem des Frauenstimmrechts zu identifizieren. Ehe sie auf die Methode, die sie als unfehlbar empfohlen haben, verzichten, nehmen sie lieber das Odium auf sich, ihre Sache unrettbar zu kompromittieren. Damit sind aber die Tage des Phänomens Pankhurst gezählt.

Ein Opfer des „weißen Schreckens."

Am 15. August 1815 wurde in Toulouse der General Jean Pierre Ramel von einer royalistischen Bande in bestialischer Weise ermordet. Das Schicksal dieses Mannes, dessen Leben eine Kette von Zurücksetzungen, Enttäuschungen und Verfolgungen war, wird in der kürzlich erschienenen Studie eines französischen Forschers Denis de Constant-Scribe beleuchtet, die neben dem rein historischen auch politischen Wert hat, da sie aufs neue zeigt, welche Gleichgültigkeit die Reaktion den schlimmsten Ausschreitungen gegenüber zu beweisen pflegt, wenn sie nur von der herrschenden Partei begangen werden. Hierin gibt die Periode des sogenannten weißen Schreckens — in der, nach Napoleons zweitem Sturze, Bonapartisten, Liberale und Protestanten von den fanatischen Ultras verfolgt und förmliche Pogroms gegen sie veranstaltet wurden — der der Schreckenszeit von 1794 nichts nach, überbietet sie vielmehr noch an Grausamkeit. Das zeigt das Beispiel des unglücklichen Ramel, der überhaupt dazu ausersehen schien, in ganz besonderem Sinne das Opfer des politischen Hasses zu werden. 1794 hatte er eines Tages von seinem älteren Bruder schmerzlichen Abschied genommen, als dieser zum Richtplatz geführt wurde; er selbst war damals mit knapper Not einem gleichen Schicksal entronnen. 1797 wurde Jean Pierre Ramel, nach dem Staatsstreich des 18. Fruktidor, mit Pichegru, Barthelemy und anderen Mitgliedern der gemäßigten Partei nach Cayenne verbannt; doch gelang es ihm nach unerhörten Leiden, die an die des Kapitäns Dreyfus erinnern, mit mehreren seiner Gefährten zu entkommen. Wie alle Parteigenossen Pichegrus und Moreaus von Napoleon zusädgesetzt — er blieb neunzehn Jahre lang Oberst, obwohl er ein wackerer Soldat war —, schloß er sich bei der ersten Restauration den Bourbonen an, und hat auch nach des Kaisers zweitem Sturze in Toulouse die königliche Fahne bereitwillig gehißt, nachdem er während der hundert Tage inaktiv geblieben war. Aber dieser gemäßigte und sogar der bourbonischen Partei zugewandte Mann war den Fanatikern von 1815 nicht königlich genug gesinnt. Am 15. August wurde er von Mitgliedern einer terroristisch-royalistischen Bande, den sogenannten Verdets oder Verdelets, vor seinem Hotel überfallen und in den Unterleib geschossen. In der folgenden Nacht drangen die Unmenschen in sein Haus ein, und der Verwundete wurde auf seinem Lager buchstäblich abgeschlachtet. „Das Bett war rot wie eine Fleischbank", sagt der aufgenommene Polizeibericht, „Ramel war die Nase halb durchschnitten, das Stirnbein zertrümmert, beide Arme an zehn Stellen gebrochen. Der kleine Finger der rechten Hand hing nur noch an einem Hautfetzen; ein Auge trat aus der Höhle." In diesem Zustande lebte das bedauernswerte Opfer der Pöbelwut noch mehrere Stunden. Erst am folgenden Tage wurde er durch den Tod von seinen Qualen befreit. Und nun das Satyrspiel des „Prozesses", der den Mördern gemacht wurde: zwei dieser Ungeheuer wurden zu Gefängnis verurteilt, die anderen freigesprochen. Wirklich ein lehrreiches Beispiel für die Exzesse der Parteiwut — das Leben und Ende dieses tapferen Mannes, der in den Kriegen der Revolution und des Kaiserreichs mehrere schwere Verwundungen davongetragen und Offizier der Ehrenlegion gewesen war.

Ein Ausnahmegesetz gegen Freier über 70 Jahren.

In dem amerikanischen Staate Connecticut wird vielleicht in absehbarer Zeit ein Vorschlag zum Gesetz erhoben werden, der den reichen alten Witwen eine neue Ehe reichlich vergällen dürfte. Der geistige Vater des Antrages ist der Senator Archibald Mac-Neil, der nichts weniger beabsichtigt, als jedem Manne über 70 Jahre, der sich des Verbrechens einer neuen Ehe schuldig macht, das Verfügungsrecht über sein Vermögen zu nehmen. Der Gesetzesvorschlag lautet: Keine Heirat einer Person, die 70 Jahre oder älter ist, und die lebende legitime Kinder oder Enkel hat, soll imstande sein, dem andern Teil bei dieser Ehe irgend welche Eigentumsrechte zu verschaffen. Kein Testament einer solchen Person, das nach einer derartigen Heirat abgefaßt ist, soll gültig sein. Kein Geschenk einer solchen Person soll Gültigkeit haben, und ihr Vermögen soll nach ihrem Tode genau so behandelt werden, als wäre sie ohne Testament gestorben". Der Urheber dieses drakonischen Vorschlags ist selbst ein jugendlicher Junggeselle, der gern den älteren Angehörigen seines Geschlechts beitreten möchte, wenn sie für die Reize der holden Weiblichkeit gar zu empfänglich oder gegen die Verlockungen der modernen Sirenen allzu hilflos sind. Die Freunde des Antrags betonen, daß die Zahl der Ehen zwischen Personen völlig ungleichen Alters in Amerika immer größer werde, und daß sie in den meisten Fällen nur durch die Habgier des jüngeren Teils herbeigeführt würden. Solche Ehebünde wirkten nur lächerlich und seien ein Uebel, das man bekämpfen müsse. Die Gegner des Gesetzes weisen auf die hervorragenden Persönlichkeiten hin, die sich zurzeit in Amerika im Alter von 70 Jahren und darüber befinden. Sie konstatieren mit ironischem Behagen, daß künftig Männer wie Rockefeller und Carnegie unter Kuratell stehen würden, wenn sie das Glück hätten, in Connecticut zu leben. Darauf erwidern die andern, daß ein Mann sehr wohl in Wissenschaft und Beruf Hervorragendes leisten, und doch in hilfloser Unabhängigkeit von einer Frau stehen könne. So ist die Stimmung in Connecticut tatsächlich diesem Ausnahmegesetz gegen alte Freier nicht ungünstig. Es wird künftig den greisen Millionären dieses Staates nichts anderes übrig

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW